Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 4

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücher-Rundschau

Landesverteidigung.

Bundesrat Karl Scheurer: Reden; herausgegeben von Theophil Ischer. Schweizer Bibliophilen-Gesellschaft, Bern, 1930; 303 S.; Fr. 8.50.

Bundesrat Scheurer hat während zehn schwierigen Jahren unserm Militärdepartement vorgestanden. Wehrwesen und Wehrhaftigkeit waren auch bei uns vielfach Problem geworden. Man bezweifelte ihre künftige Notwendigkeit oder bestritt ihre Eignung. Es ist mit ein Verdienst Scheurers, wenn unser Wehrwesen in dieser Zeit nicht nur nicht einem allgemeinen Verfall entgegenging, sondern in Ausbau und Ausrüstung mit der Entwicklung der Zeit Schritt halten konnte, soweit das unsere Mittel überhaupt erlauben. Gerade seine, in dem vorliegenden Band wiedergegebenen Reden über die Zukunft unserer Landesverteidigung und die Bedeutung des schweizerischen Heerwesens, vom Jahr 1922 und 1924, verraten ein durch geschichtliches Wissen unterbautes, klares und unbeirrbares politisches Urteil.

Scheurer wußte, wie eng Staat und Heer bei uns miteinander verbunden sind: „Wenn unser Volk trotz allen Spaltungen und trotz allen Kräften, die es auseinander zu reißen drohten, beisammen geblieben ist, so kommt der Armee ein großer Teil des Verdienstes zu. Würde sie aufgelöst, so verschwände mit ihr ein gutes Stück des Zusammenhanges unter den verschiedenen Teilen unseres Landes." Aber auch eine Neutralität gibt es für uns nicht ohne eine Waffe, die sie verteidigt: „Nur wenn wir den kriegführenden Parteien beweisen, daß wir stark genug sind, unser Land aus eigener Kraft von dem Betreten durch fremde Armeen freizuhalten, werden wir auch wirklich die Anerkennung unserer Neutralität durchsetzen." Und wie müßte erst unsere Außenpolitik aussehen, wenn ihr unsere Armee wenigstens nicht einen bescheidenen Rückhalt bieten würde: „Nichts ist für ein Volk verderblicher, als wenn die Angst und die Schwäche die Herrscher seiner Politik sind. Daß dem bei uns noch nicht so ist, das ist der andere große Dienst, den uns die Armee schon in Friedenszeiten leistet." Vor was uns die Armee im letzten halben Jahrhundert zweimal bewahrt hat, kann nicht genug hervorgehoben werden: „Zweimal innerhalb eines Menschenalters hat die Gefahr bestanden, daß gewaltige Kriege auch uns in den Strudel des Kampfes hätten ziehen können. Beide Male sind wir der Gefahr entgangen. Man muß mit Blindheit geschlagen oder von bösem Willen erfüllt sein, wenn man behaupten will, daß an diesem glücklichen Ausgang die Wehrhaftigkeit unseres Staates nicht ihren wohlgemessenen Anteil habe." Aber selbst wenn wir in den Krieg hineingezogen worden wären, hätten wir unsere Armee erst recht gebraucht: „Wir hätten unsere militärische Kraft erst recht notwendig gehabt, wenn wir in den Krieg hineingezogen worden wären. Wir waren von jeher der Ansicht, daß jeder Einbruch der einen Partei uns ohne weiteres zu ihrem Gegner und damit zum Verbündeten der anderen machen müsse. In dieser Auffassung haben denn auch bekanntlich [während des Weltkrieges] Verhandlungen mit beiden Staatengruppen stattgefunden. Wenn nun dieser Bündnisfall eingetreten wäre, so hätte aber die Sache sich nicht so abgespielt, daß unser Partner uns seine Hilfe in der Form und in dem Umfange gewährt hätte, wie das unsern Wünschen gemäß gewesen wäre. Er hätte in erster Linie ganz selbstverständlich sein Interesse in den Vordergrund gestellt, und unsere Bedeutung wäre so groß oder so klein gewesen wie das Gewicht, das wir in die Wagschale hätten werfen können. Auch im Bündnisfall gelten nicht vorab schöne Worte, sondern Taten." Diese wenigen Stellen mögen genügen, Scheurers klares politisches Urteil zu beleuchten.

Generaloberst von Seeckt: Landesverteidigung; Verlag für Kulturpolitik, Berlin, 1930; 94 S.

Auch für Deutschland ist die Wehrfrage seit 1919 ein Problem, nicht nur, wie bei uns, aus inneren, sondern auch aus äußeren Gründen. Seeckt schreibt in der Einleitung seiner Schrift: „Deutschland wird sich mit der Frage seiner Wehrhaftigkeit beschäftigen müssen... Wir tun gut, die Zeit uns aufgezwungener Unfreiheit

auszunützen, um uns über die Theorien auseinanderzusetzen und klar zu werden, damit dieser innere Kampf ausgefochten ist, wenn einmal die Stunde der Freiheit schlägt." Wie der ehemalige Chef der Reichswehr sich die militärische Entwicklung der Zukunft, und damit auch Deutschlands denkt, ist u. a. aus seinen Vorträgen in der Schweiz vom letzten Winter her bekannt. Das verhältnismäßig kleine Berufsheer (für Deutschland fordert Seeckt 200,000 Mann) bildet den Hauptbestandteil des Wehrwesens: „In ihm als Machtmittel des Staates und als Schützer seiner Unabhängigkeit verkörpert sich recht eigentlich der Staatsgedanke." Daneben besteht das auf allgemeiner Dienstpflicht beruhende Volksheer mit etwa dreimonatiger Rekrutenausbildung. Militärisch bildet es gewissermaßen die „zweite Verteidigungslinie"; seine ideell-politische Aufgabe ist es, „dem gesamten Volk die Pflicht der Selbstverteidigung vor Augen zu führen". Über den Zusammenhang von Neutralität und Rüstung äußert sich Seeckt in auch für uns beachtenswerter Weise: „Ob ein Staat [Seeckt denkt dabei an Deutschland] seine Neutralität aufrecht erhalten kann, darüber entscheiden nicht nur seine eigenen Wünsche, sondern ebenso die der andern. Ein Staat, ob klein oder groß, der es unterlassen hat, vertrauend auf seine Neutralität, seine Selbstverteidigung zu sichern, ist eine vollkommene quantité négligeable bei einem ausbrechenden Völkerringen." Beherzigenswert scheinen uns ferner die Feststellungen von Seeckt, daß Material und Zahl nie die Qualität des Einzelnen ersetzen können: „Das Sinken der Qualität der Truppe unter gleichzeitiger Steigerung der Zahl und des Materials führte zum Stellungskrieg... Es waren einfach zu viel Menschen da... Die Verminderung der Qualität zugunsten der Zahl traf mit einer Entwicklung zusammen, welche eigentlich nach der Gegenseite hätte führen müssen. Das war die schnell steigende Entwicklung der Waffentechnik... In diesem Streit zwischen Wert und Zahl müssen wir zu dem Schluß kommen, daß gesteigerte Technik und verfeinertes Material erhöhte Ansprüche an die Qualität des Kämpfers stellen, und nicht zu dem Trugschluß, daß beide den fehlenden Wert ersetzen können."

Was für das Kriegswesen gilt, gilt unter veränderten Umständen doch auch für die Politik. Deren verfeinerte und vermannigfaltigte Technik verlangte eigentlich immer mehr Wissen und Können. Dabei entscheiden aber im Parteienkampf und in den Parlamenten immer mehr nur Masse und Zahl. Kein Wunder, daß die Kunst der Staatsführung, die Politik, zu einem Dauerstellungskrieg ausgeartet ist.

H. O.

Leben und Wirken großer Staatsmänner.

Dr. Klaus Thiede, Privatdozent an der Universität Wien: Freiherr v. Steins ausgewählte Schriften. Briefe, Berichte, Aufsätze und Denkschriften zur Staatswissenschaft. 17. Band der Sammlung Herdflamme. Gust. Fischer, Jena 1929. 406 S.

Wenn man Freiherrn v. Stein und die Grundzüge seiner Ansichten kennen lernen will, tut man besser, sich in Steins eigene Schriften zu vertiefen, als sich mit den oft sehr auseinandergehenden Ansichten über ihn vertraut zu machen. Dr. Thiedes sehr sorgfältig getroffene Auswahl verschafft nun einen vollkommenen Überblick über die wesentlichsten Ansichten Steins zu den Fragen des öffentlichen Rechtes sowohl, als der Volkswirtschaft. Die Gliederung des Stoffes ergibt sich sozusagen von selbst aus den drei Lebensabschnitten Steins heraus. Das gebotene Material ist für diese drei Abschnitte deswegen dem Umfange nach sehr verschieden groß, weil Stein in seinem ersten Lebensabschnitt nicht so stark hervortrat; hingegen sind notwendigerweise Steins Ansichten zur Agrarreform durch zahlreiche Schriften beleuchtet, weil nur dadurch seine bisher wenig behandelte Stellungnahme zu volkswirtschaftlichen Fragen klargelegt werden konnte. Der bedeutsame Wert der Arbeit Thiedes erscheint mir aber vor allem in folgenden drei Dingen zu liegen: Erstens ersteht aus den hier gebotenen Schriften Steins lebendig das Charakterbild dieses großen Staatsmannes und dies ist ein Zeugnis dafür, daß in dieser Hinsicht die Auswahl richtig getroffen wurde. Zweitens zeichnen sich eindeutig die Grundlinien der Gedanken Steins zur Reichsreform sowohl, als zur Ver-

fassungs- und Verwaltungsreform in Preußen ab und man gewinnt tiefe Einsicht in das große staatsmännische Wollen dieses unerschrockenen und zielbewußten Mannes. Und drittens wird man mit Steins volkswirtschaftlichem Denken vertraut, über das man bisher nur weniges und unzulängliches wußte. Im besonderen aber sei auf einzelne Schriften ausdrücklich verwiesen: Auf Steins Brief an den Fürsten Nassau-Usingen (S. 6), in dem er die Gründe seines Rücktrittes darlegt, als auch seine Auffassung über eine Reichsreform; auf die Nassauer Denkschrift vom Juni 1807 (S. 26), aus der man Steins Ansichten über die wichtigsten Reformmaßnahmen, die er für Preußen als notwendig ansah, kennen lernen kann; auf den Brief an den hannoverschen Minister Münster vom Jahre 1812 (S. 178), aus dem hervorgeht, daß Stein einer der ersten bewußt „deutschen" Staatsmänner war, das will besagen, daß er sich zuerst und ausschließlich als Deutscher fühlte und strebte und nicht als Preuße, daß er somit ein — (im heutigen Sinne) — wahrhaftig „großdeutsch" fühlender und wollender Politiker war; ferner auf den Aufsatz „Über die Zweckmäßigkeit zweier Kammern" vom Jahre 1816 (S. 229), aus dem man ersehen kann, wie sich Stein bemüht, die von ihm als zweckmäßig und notwendig erkannten Maßnahmen als ein folgerichtiges Ergebnis des Geschichtsablaufes darzutun; ferner auf den Brief an E. M. Arndt vom Jahre 1818 (S. 251), in dem Stein seine grundsätzliche Ansicht darlegt, daß alles Neue an das schon Bestehende anknüpfen müsse, daß er, um einen heutigen Ausdruck zu gebrauchen, ein Anhänger einer „organischen" Entwicklung ist. — Sehr aufschlußreich sind ferner die von Stein in den Verbannungsjahren niedergelegten Betrachtungen über verschiedene staatswissenschaftliche Probleme, in denen er sich auch mit Smith auseinandersetzt (S. 126—142). — Der Gebrauch des Buches wird durch ein Namens- und Sachverzeichnis außerordentlich erleichtert. Ein kurzer eigener Aufsatz Thiedes am Schlusse des Buches klärt Steins Beziehungen zu Fichte und legt außerdem dar, inwieweit zwischen Stein und List gleichlaufende Bestrebungen obwalteten. Mit diesem Buche hat Thiede sich als Stein-Forscher von ernster Wertigkeit erwiesen, der nicht nur große Gewissenhaftigkeit mit vollkommener Stoffbeherrschung verbindet, sondern auch darüber hinaus die Fähigkeit zu übersichtlicher Gestaltung beweist.

Wien. Herbert Kier.

Pädagogische Literatur.

Eine so umständliche und weitverzweigte Organisation, wie sie die Schule darstellt, kann im allgemeinen nicht ein sehr beschleunigtes Tempo der Entwicklung innehalten, und wenn es je geschieht, daß äußere Einwirkungen ein rasches Vorwärtsdrängen verlangen, so wird das Ganze unfehlbar etwas aus den Angeln geraten: zur gegenseitigen Anpassung und Ausgleichung der eingesetzten Kräfte fehlt zunächst die Zeit und die Besinnung, und so streben sie auseinander statt miteinander. Dies dürfte eine vor allem in die Augen springende Erfahrung aus der deutschen Schulgeschichte der ersten Nachkriegszeit sein, und in ganz bescheidenem Maße konnten wir Ähnliches auch in der Schweiz feststellen.

Zu bedauern gibt es dabei nichts. Wenn die Anarchie der pädagogischen Theorien auch nicht ewigen Bestand haben kann und aus ihr naturgemäß wieder etwas Ganzes und einigermaßen Geschlossenes erwachsen muß, so sind solche Jahre des Aufruhrs doch über alle Maßen lehrreich und interessant, sowohl wegen der Erfolge neuer, freierer Bestrebungen als auch wegen mancher Mißerfolge, die zu unschätzbaren Kronzeugen für ältere und neuere Erkenntnisse und Lehren der Psychologie und Pädagogik werden. Hauptsächlich aber rufen diese Erfolge und Mißerfolge einer neuen Besinnung, lockern das Erdreich und wecken das Interesse für Fragen und Erörterungen grundsätzlicher Art, und diese Besinnung ist es, von der wir dann die oben angerufene gegenseitige Anpassung und Ausgleichung der eingesetzten Kräfte erwarten.

Die pädagogischen Veröffentlichungen, die vor zehn Jahren mit unerhörter Üppigkeit ins Kraut schossen und manchmal in ausgeprägter Weise den Charakter von Streitschriften annahmen, sind seither beruhigter geworden, und die Zahl der

Neuerscheinungen, die auf die Aufmerksamkeit weiterer Kreise Anspruch erheben, ist, wenn ich richtig sehe, stark zurückgegangen. Wir sind in den stilleren Zustand der Verarbeitung und Sichtung der ergangenen Imperative eingetreten. Dies dürfte kein ungeeigneter Zeitpunkt sein, einige (gänzlich unsystematisch herausgegriffene) Schriften anzuzeigen, die sich neuerdings mit Fragen der Pädagogik beschäftigen und auch Kreise interessieren dürften, die nicht vom Fach sind.

Mit dem ganzen Aufwand seiner Gelehrsamkeit behandelt **Eduard Spranger** in den Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften **„Die wissenschaftlichen Grundlagen der Schulverfassungslehre und Schulpolitik"** (Berlin 1928, Verlag der Akademie der Wissenschaften). Die Abhandlung, der man größere Reize der Darstellung wünschen möchte, ist uns namentlich dort bedeutsam, wo sie eindringlich „das Problem der Autonomie des Bildungslebens" untersucht und sie behauptet. Autonomie heißt hier aber in erster Linie innere Eigengesetzlichkeit gegenüber dem Staate. Es ist außerordentlich lehrreich, diesen stark theoretisch gewendeten Erwägungen zu folgen, die den ganzen Fragenkomplex auf die denkbar breiteste Grundlage stellen — ein eindrucksvolles Memento für die Schlagwortpädagogen. Es ist leider ausgeschlossen — ich bekenne, mich vergeblich mit dem Versuche abgemüht zu haben —, auf knappem Raum die Darlegungen Sprangers nachzuzeichnen. Es sei hier nur herausgestrichen, daß es um letzte gedankliche, ideelle Klärung der Grundlagen des Erziehungswesens geht; daß daneben die Sachen sich hart im Raume stoßen, ist eine von Spranger natürlich bereitwillig zugegebene Tatsache: „Mindestens der Staat kommt gelegentlich an die kritische Grenze, wo es einfach um seinen Bestand geht, selbst auf Kosten von Freiheit und Wahrheit und Achtung vor der persönlichen Gesinnung." Die Frage des Verhältnisses zwischen Staat und Staatsschule hat neben der theoretischen ihre praktische Seite, die ihre Regelung durch die geschichtlichen Zustände erfährt. Die heutige Auffassung wird dahin gehen, daß der gesunde und starke Staat seiner Schule die weitestgehende Autonomie einräumen müsse — mit dem einen, aber unbedingten Vorbehalt, daß sie seinen Bestand nicht in Frage stelle.

Zu den führenden Leuten auf dem Gebiete der modernen Bildungsreform gehört **Peter Petersen** in Jena, — er muß die Sympathie auch derjenigen, die sich nicht vorbehaltslos allen neuen Forderungen verschreiben können, durch den weiten Überblick gewinnen, mit dem er das Gebiet der heutigen pädagogischen Bestrebungen überschaut, beherrscht und anderen zugänglich macht. Willkommen ist die Sammlung seiner Reden und Aufsätze, die unter dem Titel **„Innere Schulreform und Neue Erziehung"** erschienen ist (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1925), und die für die Dauer eines Jahrzehntes (1913—1924) das Wirken eines in Erziehungsfragen zur Führung geborenen Mannes belegt — das Buch hat denn auch eine sehr angenehme autobiographische Atmosphäre und gibt wesentlichen Aufschluß über mannigfaltige Wege, die die Erziehungsreform in Deutschland eingeschlagen hat, sodaß es auch als Dokumentensammlung wertvolle Dienste leistet. Die allerweitesten Kreise aber zieht die aus Vorträgen in dänischer Sprache hervorgegangene Schrift desselben Verfassers: **„Die neueuropäische Erziehungsbewegung"** (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1926). Es ist schade, daß dieses Buch sich noch in manchen Wendungen und Partien als Kampfschrift gibt und dadurch bei weitem nicht so überzeugend wirkt, wie es zu wirken vermöchte, wenn es sich einer nur sachlichen Darstellungsweise verpflichtet hätte und sich bemühte, widerstrebende Erscheinungen in ihrer geschichtlichen und psychologischen Bedingtheit zu verstehen, statt sie auf eine Weise anzufechten, die des großen Zusammenhanges doch nicht immer recht würdig ist. Aber wer diese Schwäche übersieht oder übersehen kann, findet in dem Buch einen eindringlichen Versuch, alle die vielfältigen Erziehungsbestrebungen unserer Zeit auf europäischem Boden einer einheitlichen Betrachtung zu unterziehen, herauszuarbeiten, was sie an gemeinsamen Elementen miteinander verbindet und so schließlich „Das Profil der neuen Erziehung und ihre Weltanschauung" zu zeichnen. Dies geschieht nun in einer Art und Weise, daß, möchte man meinen, auch diejenigen aufhorchen müßten, die sich immer noch geflissentlich der Einsicht verschließen, wie tief und weit die Bewegung der Schulreform im Leben unserer Zeit wurzelt.

Die moderne Pädagogik rückt bekanntlich stark den Gedanken der Eigenwertigkeit des Kindesalters und die Forderung der Bildung der Persönlichkeit von innen heraus in den Vordergrund und ist bei der Begründung ihrer Postulate vielfach der neueren Psychologie verpflichtet, die ihr manche treffliche Waffe leiht. Besonders der relativ junge Zweig der Kinder- und Entwicklungspsychologie hat in erstaunlich raschem Aufstieg eine große Reihe wertvoller Erkenntnisse erarbeitet, die für alles künftige — theoretische und praktische — pädagogische Wirken ausschlaggebend sein müssen. Unter den wissenschaftlichen Arbeiten, die hier in Frage kommen, sind die Veröffentlichungen der sog. Wiener Schule nicht zu übersehen, namentlich hat die Wiener Privatdozentin **Charlotte Bühler** sich mit Geschick und Glück des Gebietes angenommen. Ihre Schrift **„Das Seelenleben des Jugendlichen.** Versuch einer Analyse und Theorie der psychischen Pubertät" (4. Aufl. Gustav Fischer, Jena 1927) bedeutet für einen jeden, der sich Erziehungsfragen zuwendet, eine kluge und sehr aufschlußreiche Beleuchtung der Pubertätszeit. In einem neuen Werke **„Kindheit und Jugend.** Genese des Bewußtseins" (S. Hirzel, Leipzig 1928) wendet sie sich der Betrachtung der Gesamtentwicklung des Kindes und des Jugendlichen zu, indem sie versucht, nicht so sehr die Sachgebiete, die im Laufe der Entwicklung Schritt für Schritt erobert werden, in den Vordergrund zu stellen (wie es z. B. in den Standartwerken William Sterns „Psychologie der frühen Kindheit", 4. Aufl., Leipzig 1927, und Karl Bühlers „Die geistige Entwicklung des Kindes", 2. Aufl., Jena 1921, geschieht), sondern sich bestrebt, psychologisch einheitliche Phasen der Entwicklung aufzuweisen, die sich durch das Hervortreten neuer Verhaltungsweisen und Funktionen im kindlichen Leben voneinander unterscheiden. Dadurch geht das Werk bewußt neue Wege, und wäre es auch, daß spätere Zeiten die Dinge da und dort anders sähen, so ist hier doch Entscheidendes für eine sinnvolle einheitliche Auffassung der bewegten Jahre der Kindheit und Jugend getan.

Es ist schließlich eine Neuerscheinung anzuzeigen, die sich in ausgesprochener Weise mit unserem schweizerischen Schulwesen befaßt und geeignet ist, mancherlei Zungen und Federn in Bewegung zu setzen. Der Kreuzlinger Seminardirektor **Dr. Willi Schohaus** hat im Oktober 1927 in der Monatsschrift „Schweizer-Spiegel" die suggestive Rundfrage erlassen: „Worunter haben Sie in der Schule am meisten gelitten?", und von den einigen hundert Beiträgen, die daraufhin eingingen, veröffentlicht er nun ihrer 82 als zweiten Hauptteil eines Buches, in dessen erstem Hauptteil er versucht, „die wesentlichen Unzulänglichkeiten unserer Schule in gedrängter Fassung einigermaßen systematisch darzustellen, und, wenn auch nur skizzenhaft, die geistige Struktur einer Schule, wie sie uns als Zukunftshoffnung vorschwebt, zu kennzeichnen". Das Buch (**„Schatten über der Schule"**; Schweizer-Spiegel-Verlag, Zürich 1930), das in einer der Sache nicht ganz abträglichen Aufmachung erschienen ist, findet nach dem Zeugnis der „Schweizerischen Lehrerzeitung" „unter der Lehrerschaft keine gute Aufnahme, weil es über Schule und Lehrer in wenig gerechter Weise urteilt: es vermengt Aufbaugedanken mit viel unfruchtbarer Kritik". Die Veröffentlichung, an deren guter Absicht zu zweifeln kein Grund ist, darf man zum mindesten etwas unbesonnen nennen, wie auch ihr theoretischer Teil seine Aufgabe viel zu leicht nimmt. Zudem ist das Unternehmen dadurch, daß die Anklage — deren Triftigkeit wir einmal annehmen wollen — alle Welt zum Richter aufruft, vor ein doch nicht ganz zuständiges Forum gebracht, und diese ganze Situation erweckt ein Unbehagen, auch wenn man geneigt wäre, mit dem Ankläger über Allzumenschliches bei vielen Erziehern und manche Unmenschlichkeit der Schulorganisation zu seufzen. Daß in einem Gebiete, wo so viel Lebendiges aufeinanderstößt wie in der Schule, immer viel zu tun und zu bessern ist, kann keine Frage sein; daß uns gerade das letzte Jahrzehnt in manchem weitergebracht hat, dürfen wir feststellen, auch wenn wir uns mancher, ja viel zu vieler Unvollkommenheiten wohl bewußt sind. Können wir das Tempo der Entwicklung beschleunigen, so wollen wir es tun. Aber wir werden dazu nur in der Lage sein, wenn wir zweckmäßig vorgehen und uns in den Mitteln nicht vergreifen.

Carl Günther.

Nochmals die „Frauenschule".

Man konnte bedauern, daß in diesem Roman von Gide der Gesichtswinkel, unter dem die im Mittelpunkt stehende Ehe betrachtet wurde, ein weitgehend subjektiver war und dem Leser nirgends ein Anhaltspunkt gegeben wurde, um von außen her den Anteil der persönlichen Abweichung von der Objektivität abzuziehen, welche der Schreiberin jenes Tagebuches unterlaufen mochte. In Wirklichkeit zwar ließ sich dieser Abzug auch aus rein immanenten Daten dennoch recht überzeugend machen, sonst wäre es eben kein ins Objektive hinaufreichendes Kunstwerk gewesen. Aber immerhin war bei der Lebensfülle der Darstellung jene Neugier begreiflich, und nun hat **Gide,** nachdem E. R. Curtius sich zum Sprachrohr derselben gemacht hatte, sich bewegen lassen, sie zu befriedigen. Er legt, wiederum im Verlage der „Nouvelle Revue Française", ein Bändchen unter dem Titel **„Robert"** vor, welches unter der fiktiven Form eines Protest- und Rechtfertigungsbriefes des vorher so erbarmungslos porträtierten Gatten die ganze Geschichte dieser Ehe von seinem Standpunkt aus neu zu schreiben unternimmt.

Man muß gestehen, daß diese Idee an Genialität nichts zu wünschen läßt. Allein die Aufgabe war so ungeheuer, daß an ihrer gänzlichen Erfüllung von vornherein gezweifelt werden konnte. Es ging, kurz und unumwunden gesagt, darum, das Hervorgehen des Teuflischen aus dem Bürgerlichen, welches in der Reaktion einer darin verhafteten, edel und gerade veranlagten Frau mit Lebhaftigkeit und mehr gefühlsmäßig zur Glaubwürdigkeit gegeben werden konnte, nun in seinem Mittelpunkt und unmittelbar zur Überzeugung zu bringen. Man muß sagen, daß dieser fast übermenschliche Vorwurf nicht ganz ausgefüllt werden konnte. Was hier jetzt erscheint, ist ein recht hölzerner, enger, spießbürgerlicher, nicht sehr intelligenter und ein bißchen selbstgerechter Mensch, an dessen letzter Gutwilligkeit doch nicht wohl gezweifelt werden kann. Wir sagten in unserer Besprechung der „Frauenschule", daß die Überreizung der Gattin durch Roberts innerste Gemeinheit ihre Fähigkeit, seine peripheren Teilqualitäten zu schätzen, zerstört werde. Hier hat sich jedoch das Verhältnis durchaus umgekehrt. Sein Innerstes erscheint als keineswegs wertlos oder hoffnungslos lügenhaft, und die Züge, die minderwertig, ja verächtlich erscheinen sollen und sind, tauchen mehr am äußeren Umkreis auf, und, weil sie sich nicht durchaus von innen ergeben, wollen sie hier sich psychologisch nicht durchwegs auferlegen.

In dieser Verlegenheit hilft sich Gide mit einem Ausweg, der die ganze Problematik zuweilen fast ins Platte abfallen läßt: er spielt den Gegensatz hinaus auf den Konflikt eines Katholiken und eines Freigeistes (von deutlich protestantischer Herkunft), eines autorativ gebundenen und eines die Dinge rein in ihnen selbst, ohne feste Maßstäbe erfahrenden und beurteilenden Menschen. Es ist nicht zu verkennen, daß der heutige Katholizismus die geistige Kühnheit seiner Heroenzeit vielfach verloren hat und in unerlaubter Sorge um seine Form sich der göttlichen Neuschöpfung in der Geistesgeschichte nicht mehr genug anvertraut. Damit besitzt er, auf anderem Wege wie seinerseits der Protestantismus, zweifellos eine bestimmte Affinität zum Bürgerlichen mit allen seinen Möglichkeiten. Allein das sind keine letzten Wesensoppositionen. An sich kann ein Katholik auch heute noch ein Mensch von geistiger Größe sein, und ein Freidenker ein Spießbürger — ja die letztere Verbindung ist sogar auch eine ziemlich wesenhafte.

Das Problem der „Frauenschule" ist dadurch in Gefahr, zu einer hauptsächlich innerfranzösischen Angelegenheit zu werden: daß für den Franzosen nicht so leicht eine Möglichkeit gegeben zu sein scheint zwischen buchstabengläubigem Klerikalismus und materialistischer Religionslosigkeit. Allerdings gibt es in diesem Büchlein Augenblicke, wo sich der echte Dichter übermächtig Bahn bricht: wo nämlich der Widerstreit der Weltanschauungen sich zu einer letzten Antithetik von wahrhafter Tragik steigert. Auf der einen Seite gilt als Höchstes die Wahrheit, welche als einziges Prinzip aber in Gefahr ist, jeden Inhalt zu verlieren — auf der anderen die fertige Form des Ideals, welche aber

ihre Wahrhaftigkeit inbezug auf das Subjekt gering achtet und darüber innerlich abzusterben droht. So erscheint dort ein Mensch von naturhaftem Adel, ohne Anlage zu dualistischen Wertformen hin, welcher einem anderen gegenüber notwendigerweise ungerecht werden muß, der seine Natur mißhandelt, weil sie immer nur in ihrer Selbstüberwindung etwas zu sein vermag, und dessen Natur sich auch als schwache und knechtische mißhandeln läßt. Damit sind überaus reizvolle und wesenhafte psychologische Probleme angeschlagen, welche aber nicht darüber hinwegtäuschen können, daß gegenüber dem ersten Buche eine Verschiebung der Grundlage stattgefunden hat. Denn wende man die Sache wie man wolle, so darf Robert, um in die Opposition überhaupt eintreten zu können, eben nicht einer mindestens letzten Substanz und Bedeutsamkeit ganz entkleidet werden, und man begreift nicht, wie sein Wesen gänzlich in jenem bauernschlauen Bourgeoistum aufgehen soll, das es nach jener ersten Auslegung doch völlig erschöpfte?

Unnötig, zu sagen, daß Gide sein Werkchen wiederum mit einer verschwenderischen Fülle von feinen und lebensnahen Einzelzügen auszustatten wußte.

Erich Brock.

Aus Zeit und Streit

Zusammenhänge.

Aus Nr. 10 „Nous réactionnaires" der Schriftenreihe „Ordre et Tradition", Druckerei Henri Moulin, Lausanne:

„Fédération nationaliste Suisse: Die Schweiz ist aus der freiwilligen Vereinigung der Kantone zur gemeinsamen Abwehr gegen das Ausland entstanden. Der föderalistische Grundgedanke, der die Schweiz gebildet hat, bleibt der entscheidende Grundsatz des Bundesvertrages und die Hauptbedingung der Vereinigung der Eidgenossen. Der „Cercle Fédéraliste" in Genf, „Ordre et Tradition" im Kanton Waadt und die verbündeten Gruppen in Neuenburg und Bern haben sich in der „Fédération nationaliste" zusammengeschlossen, um der schweizerischen Eidgenossenschaft Einrichtungen zu geben, die der Souveränität und dem Interesse der Kantone entsprechen. Indem die „Fédération" feststellt, daß der Grundsatz der Souveränität des Volkes zur Herrschaft der Parteien, zum Etatismus und zum Verschwinden der Kantonalsouveränitäten zugunsten des Bundesstaates geführt hat, erstrebt sie die Ausmerzung dieses Grundsatzes und die Unterdrückung der Einrichtungen, die sich daraus ableiten."

„Cercle fédéraliste, Genf: Nacheinander wurden die folgenden Fragen behandelt und eingehend untersucht: Überlieferung im allgemeinen, kantonale und schweizerische Überlieferungen, Föderalismus, genferischer und welscher Separatismus, Vorrang Roms in der Zivilisation... Schließlich wurde der folgende Wortlaut festgelegt: ... Unsere erste Sorge wird die Aufstellung einer politischen Lehre sein, die die Forderungen unserer lateinischen Zivilisation gegenüber den Barbaren, die Lehren unserer Vergangenheit als Eidgenossen und die Geschichte jeder unserer kantonalen Republiken erfüllt und berücksichtigt. Unsere nationalen Überlieferungen machen es uns zur Pflicht, den Etatismus und die Zentralisation zu bekämpfen, indem wir ihnen den Föderalismus gegenüberstellen. Wir schließen aus unsern Lehren jeden Gedanken an Separatismus hinsichtlich des Bundesvertrages zwischen den schweizerischen Republiken und Kantonen, wie er in Art. 1, 3 und 5 der Bundesverfassung bestätigt wird, aus. Wir müssen gegen den Pangermanismus, den Bolschewismus, die Theosophie, die Anthroposophie u. s. w. u. s. w. kämpfen."

„Cercle nationaliste Neuchâtelois: Wir haben unsere Freiheiten nach und nach der Zentralgewalt, der Eidgenossenschaft geopfert... Die Grafen von Neuenburg hätten bei uns niemals die Einrichtungen der Bundesgewalt geduldet, die wir jetzt auf allen Gebieten erleiden. Die Neuenburgische Republik hat fast allen Zen-